



Leseprobe

Bob Blume

Zehn Dinge, die ich an der Schule hasse

Und wie wir sie ändern können - Ein Aufruf zum Handeln - vom Lehrer und Bildungsinfluencer

@netzlehrer

»Bob Blume analysiert unterhaltsam und clever, warum Bildungsdeutschland dringend ein Update braucht.« *Sascha Lobo, Spiegel-Bestsellerautor und Digitalexperte*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 240

Erscheinungstermin: 09. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Welt hat sich verändert – die Schule nicht. In diesem Buch prangert Lehrer und Blogger des Jahres Bob Blume zehn Dinge an, die verändert werden müssen, damit die Schule endlich im 21. Jahrhundert ankommt. Denn wir können es uns in einer globalisierten Welt nicht leisten, die wichtigste Ressource, die wir haben, in guter Hoffnung sich selbst zu überlassen. Ob Lehrermangel, Probleme bei der Digitalisierung, Notendruck, nicht mehr zeitgemäße Lehrerausbildung oder überfrachtete Lehrpläne – Bob Blume kennt die Probleme an Schulen aus eigener Erfahrung. Er legt die Defizite offen und zeigt Lösungswege auf. Und macht klar: So können wir nicht weitermachen. Wir müssen handeln! Schließlich geht es um die Zukunft unserer Kinder.



Autor

Bob Blume

Bob Blume ist Lehrer, Blogger, Podcaster und Bildungsinfluencer. Er studierte Germanistik, Anglistik sowie Geschichte und arbeitet nun als Oberstudienrat an einem Gymnasium in der Nähe von Baden-Baden. Daneben schreibt er Fachbücher zum Lernen im digitalen Wandel und macht in den sozialen Medien auf Bildungsthemen aufmerksam. Zudem ist Bob Blume ein gefragter Experte in der deutschen Medienlandschaft zum Thema Schule. Bei

Gewidmet N. und M.

INHALT

Vorwort.....	9
Der Stand der Dinge: Ein Problempanorama	15
1 Der Stoff steht über allem	21
2 Unterricht ist erstarrt	37
3 Die Bürokratie verhindert eine Weiterentwicklung. . .	57
4 Noten als Pawlowsche Reflexe.....	71
5 Prüfungen als Heiliger Gral.....	85
6 Die Lehrerausbildung prüft das Falsche	99
7 Schlechte Lehrer haben es zu leicht	117
8 Die Digitalisierung wird nicht verstanden	141
9 Eltern werden nicht eingebunden.....	163
10 Die Boomer ignorieren die Generation Social Media	175
Ausblick: Unnütze Bildung und utopische Revolutionen ..	187
10 Thesen für eine bessere Schule.....	203
Nachwort	219

Anmerkungen	226
Zitatnachweis	231
Literaturempfehlungen.....	232
Danksagung.....	234
Register	236

VORWORT

Die Lehrer sind der Politik anscheinend egal.

Die Schüler: egal! Die Schulleitungen: egal!

Es ist einfach alles egal.

Der Autor im Instagram-Video zu den politischen Entscheidungen

Am 1. Dezember 2020 konnte jeder, der wollte und einen Account des sozialen Netzwerks Instagram besaß, dabei sein, wie ich live die Nerven verlor. Ich schrie nicht etwa, wetterte nicht. Ich stellte fest. Zynisch und mit beißender Ironie. Die damalige baden-württembergische Kultusministerin Dr. Susanne Eisenmann hatte die Entscheidung des Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann ignoriert, nach der die Ferien in Baden-Württemberg vorgezogen werden sollten, um den Gesundheitsschutz für alle zu gewährleisten. Dies geschah nach einer Woche Funkstille. Schulleitungen und Lehrerschaft hatten bis dahin zwar schon zur Kenntnis genommen, dass sie immer erst am Abend vor einem Vorhaben über sämtliche Umstellungen informiert wurden. Oftmals sogar, nachdem die Öffentlichkeit aus den Medien von neuen Veränderungen erfahren hatte. Aber das setzte dem Ganzen die Krone auf. Sämtliche Pläne wurden umgeschmissen, Klassenarbeiten so verlegt, dass die Schüler unter der schieren Anzahl ächzten. Alle Lehrerinnen und Lehrer des Landes konnten sich darauffolgend

medial anhören, dass es ihnen nur um einen längeren Urlaub gegangen wäre. Ein Schlag ins Gesicht, dem noch viele weitere folgen würden.

In solchen Pauschalurteilen fehlt meist die wichtigste Erkenntnis: Innerhalb eines Systems, das es versäumt hat, sich zu erneuern, unterliegen die Mitarbeitenden auch dessen Einschränkungen. Und derer gibt es viele! Werden die Vorgaben nicht eingehalten, werden sie selbst dann zurückgepiffen, wenn ihre Ideen funktionieren. Man denke an den Solinger Schulleiter, dem verboten worden war, Wechselunterricht vorzunehmen, obwohl die Inzidenzzahlen deutlich zu hoch waren und er ein funktionierendes Konzept vorgelegt hatte.¹ Das sorgte in der Lehrerschaft für Frust. Und Wut.

Dem ließ ich an jenem 1. Dezember freien Lauf. In kurzer Zeit sahen sich fast 50 000 Menschen dieses Video an. Über 300 Kommentare fanden sich darunter, in den meisten gestanden die Verfasser, dass es ihnen genauso gehe wie mir, dass sie sich alleingelassen und vergessen fühlten. Solche Zahlen muten in Zeiten von Influencern, die vor einem Millionenpublikum sprechen, vielleicht nicht sehr hoch an. Für den Bildungsbereich sind sie jedoch beachtlich. Und sie zeigen, dass der Einzelne mit vielen Vernetzten sich auch fernab von Gewerkschaften oder Vereinigungen Gehör verschaffen kann.

Dieser Aufschrei und die unterstützenden Reaktionen verdeutlichen die Kraft einer vernetzten Community, die sich auf Instagram und vor allem auf Twitter aus den Fesseln althergebrachten Denkens befreien möchte: Innovative Konzepte und Ideen werden hier genauso diskutiert wie die wichtigen Fragen danach, wie eine gute Bildung im 21. Jahrhundert aussehen kann.

Über Twitter und Instagram erreiche ich mittlerweile mehr als 50 000 Menschen. Mein Blog, in dem ich sowohl über Bildung und deren praktische Umsetzung schreibe als auch unterrichtliche Materialien für Schülerinnen und Schüler bereitstelle, verzeichnete im ersten Jahr der Pandemie mehr als zwei Millionen Aufrufe. Viele der Lesenden sind Schüler, die sich in eigenem Tempo und mit eigenen Schwerpunkten auf Prüfungen, vor allem das Abitur, vorbereiten. Auch deshalb konnte ich in Radio und Fernsehen über Lernen und Lehren im digitalen Wandel sprechen. Und darüber, dass die Zeit für grundlegende Fragen gekommen ist.

Das Wichtigste aber ist: In einem solchen produktiven Umfeld, in dem die Wege kurz sind und die Gesprächsbereitschaft hoch, lernt man selbst stetig weiter. Ich bin der festen Überzeugung, dass dieses Gelernte ein Impuls sein kann, wie wir wegkommen von der ewig gleichen Schule, in der Lehrer Weisungen empfangen, die sie dann ohne Wenn und Aber umzusetzen haben. Und in der Schüler Stoff durchbringen müssen, anstatt ihr Interesse zu vertiefen. Nicht dass es nicht längst Modellschulen gibt, in denen außerhalb dieser Grenzen gedacht wird. Ein Blick auf die Preisträger des Deutschen Schulpreises zeigt fantastische Konzepte. Aber das tun sie meist trotz des Systems und nicht wegen ihm. »Eine neue Schulkultur lässt sich ... nicht so einfach von außen in eine Einrichtung hineinbefehlen«, so der Bildungsjournalist Christian Füller.²

Schule sollte allen Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit geben, ihre Potenziale kennenzulernen, sie zu entfalten und so als interessierte und kritische Mitglieder der Gesellschaft Freude am weiteren Lernen zu entwickeln. Das tut sie in vielen Fällen noch nicht.

Genau das prangere ich an!

Ich schreibe dieses Buch als vernetzter Praktiker mit Interesse an der Theorie. Schon Jahre vor Corona habe ich, haben wir in der Gemeinschaft digitalaffiner Lehrerinnen und Lehrer über Lehren und Lernen im digitalen Wandel gesprochen. Und geflücht. Damals waren die Workshops noch wenig besucht, digitale Bildung drohte in einer Nische zu verkümmern. Das hat sich geändert.

Leider ist aber auch das Fluchen lauter geworden, denn Innovation wird in Deutschland gerne ignoriert. Oder in Bürokratie ertränkt. Oder von Menschen verhindert, die sich schlicht zu wenig mit dem Thema befasst haben.

Positiv ist jedoch: Das Thema Schule und Bildung ist von Corona in die Öffentlichkeit getragen worden. Erste zarte Pflanzen sind zu erkennen, wenn Politikerinnen und Politiker zumindest öffentlichkeitswirksam mit Praktikern und Theoretikern debattieren. Um sich öffentlich so zu äußern, dass dies bei einem breiten Publikum ankommt, muss man heutzutage kein Lehrerpräsident mehr sein. So konnte ich beispielsweise auf Instagram mit der Moderatorin Dunja Hayali über Versäumnisse der Bildung sprechen oder mit der ZDF-Journalistin Nicole Diekmann über die Herausforderungen von Social Media und Schule. Mit der saarländischen Kultusministerin Christine Streichert-Clivot über neue Ansätze der Bildung. Mit Ludger Wößmann, dem Bildungsökonom und Leiter des ifo Zentrums für Bildungsökonomik, über »Lernlücken« und neue Kompetenzen in der Coronazeit.

So schön ein solch öffentlicher Austausch über aktuelle Defizite und Chancen auch ist, es gibt Themen, die noch grundsätzlicher sind und viel zu wenig besprochen werden, die zudem

von einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert werden müssten. Nicht zuletzt, damit wir weniger wütend über die zahlreichen Baustellen des deutschen Bildungssystems sein müssen. Denn diese können einen zur Verzweiflung treiben oder dazu ein Buch zu schreiben, das schon im Titel klarmacht, dass es viel zu tun gibt.

Meine Hoffnung ist, dass ich aus dieser Perspektive Anregungen gebe, um über Säulen einer Schulbildung zu sprechen, die viele Menschen kritisch sehen, die aber oftmals in der hektischen Medienlandschaft untergehen. Meine Einladung gilt allen, die eine fehlende Entwicklung der Schulen anprangern, ob es Lehrerinnen und Lehrer, Schüler oder deren Eltern sind.

Dass immer noch zu wenig konstruktiv über Bildung gesprochen wird, ist kein Wunder: Zwischen all den Aufgaben, die Lehrer zu tun haben. Zwischen all der Arbeit, die Schüler leisten. Und zwischen all der Hilfe, die Eltern selbst guten Schülern geben müssen, um im Schulsystem zu bestehen, ist wenig Zeit für die wirklich wichtigen Fragen, die sich vermehrt aufdrängen.

Zwei dieser Fragen interessieren mich seit meinem Referendariat, in dem ich begann, mich auf meinem Blog mit den Widersprüchlichkeiten des Schulsystems auseinanderzusetzen. Sie sind eng miteinander verknüpft: Wie funktioniert gutes Lernen? Und: Wie sieht ein solches Lernen im 21. Jahrhundert aus?

Die Antworten auf diese Fragen sind vielfältig, vielschichtig und werden sehr unterschiedlich beantwortet. Was ich hier anbieten möchte, ist eine Sicht, die noch zu wenig Beachtung findet, nämlich jene, die sich aus der Erfahrung einer vernetzten Gemeinschaft ergibt. Sie bildet sich aus einem Denken von Pädagogen, Lehrkräften und Sozialarbeitern, die sich dafür interes-

sieren, wie gute Schule aussehen kann. Dazu gehören aber auch Stimmen von Eltern und Schülern, die über Social Media miteinander ins Gespräch kommen.

Dieses produktive Miteinander kann Berge versetzen, traf aber bislang auf eine Mauer institutioneller Regelungen, die sich zunehmend weniger mit der Realität in Einklang bringen lassen.

Tausende Lehrkräfte, Eltern sowie Schülerinnen und Schüler vereinigte in der Coronazeit der Hass auf starre Strukturen. Es war oft so, als könnte man das Ufer einer anderen Insel sehen, könnte erkennen, welche Möglichkeiten sich abzeichneten, doch ohne Floß oder Brücke waren diese nicht zu erreichen und damit nicht zu verwirklichen.

Dieses Buch soll der Wut eine Stimme verleihen und einige der vielen alternativen Sichtweisen auf Bildung und Schule, die schon längst existieren und die mit dem Engagement vieler wunderbarer Menschen vorangetrieben werden, aufzeigen.

Es soll dabei helfen, die Probleme, mit denen so viele zu kämpfen haben, klar zu benennen. Und Impulse für Lösungen anbieten. Ich hoffe sehr, dass ich denjenigen eine Stimme geben kann, die sich genau wie ich mit dem längst fälligen Wandel der Bildung befassen.

Mit Wut im Bauch und Freude im Herzen.

Bob Blume, Offenburg im Frühjahr 2022

DER STAND DER DINGE: EIN PROBLEMPANORAMA

*Vielleicht sollten wir das Kultusministerium
kurz aus- und wieder anschalten.*

Tweet des Autors

Die Pandemie hat die gravierenden Defizite des deutschen Bildungssystems schonungslos offengelegt. Allerdings zeigten sich diese nicht ausschließlich dort, wo man sie zunächst vermutet hätte. Sicher: Die technische Ausrüstung war allenfalls wünschenswert bis gar nicht vorhanden – und ist es immer noch. Als die Coronakrise hierzulande im März 2020 begann, waren die meisten Schulen nach ihrer Schließung nicht darauf vorbereitet, ihren Unterricht online weiterzuführen. Manche Schüler sahen ihre Lehrer wochenlang nicht.

Der DigitalPakt folgte erst spät und war dann so bürokratisch, dass es viele Monate dauerte, bis Geld abgerufen werden konnte. Dies wurde zu Recht medial beanstandet. Unter der medialen Schelte hatten aber auch jene Lehrerinnen und Lehrer zu leiden, die sich nicht anders zu helfen wussten, als Aufgaben per Post an ihre Schüler zu schicken, Anrufe zu organisieren, ob alles verstanden wurde, oder Plastikkisten mit Übungen ins leere Schulhaus zu stellen, die dann von dort abgeholt werden konnten.

Und selbst in den Einrichtungen, die digital ausgestattet waren, kam bald Frust auf. Schnell zeigte sich, dass vielerorts gar nicht so unterrichtet werden konnte, wie man es gewohnt war. Schülerinnen und Schüler tauchten einfach unter, und nicht alle Inhalte konnten online vermittelt werden. Was die Fragen aufwarf: Auf welchen Ideen basiert ein Unterricht, der sich eins zu eins digital übertragen lassen kann? Wieso tauchten die Schüler tatsächlich erst dann unter, als es kontrollierbar nachvollzogen werden konnte? Und ist es überhaupt noch zeitgemäß, Bildungserfolg an Inhalten abzulesen, die einmal alle paar Wochen in Prüfungen abgefragt werden?

Die Antworten von den Kultusministerien folgten prompt. Es ging, wie nicht anders zu erwarten war, darum, den Stoff möglichst ohne Verluste einzutrichtern. Auf die Idee, dass Schüler während der Pandemie-Phase vielleicht nicht nur mehr, sondern auch ganz andere Fähigkeiten erwerben, kamen die wenigsten. Und die, die verzweifelt darauf hinwiesen, wurden zu wenig gehört.

Es ist den Eltern nicht zu verdenken, dass nach dem ersten Lockdown die Frage nach dem Stoff die wichtigste war, die es zu klären galt. Es zeigte sich aber auch die hässliche Seite eines falsch verstandenen Bildungsideals: Wenn es ernst wird, kommt es eben nicht auf jene Kompetenzen an, die spätestens seit 2004 in allen bundesweiten Bildungsstandards feststehen; Kreativität, Kooperation, Umgang mit unterschiedlichen Medien – alles sekundär. Die Forderung nach dem Stoff muss eingelöst werden.

Wichtiger als diese unzeitgemäße Form der Vermittlung, die Schülergenerationen schon längst durch eigenständige Arbeit, Lernvideos oder Vernetzung ergänzt, wenn nicht sogar ersetzt haben, sind dann nur noch die Prüfungen. Die Pandemie hat

sichtbar gemacht, dass selbst in einer Zombie-Apokalypse das Abitur noch geschrieben wird. Das Zertifikat steht über allem!

Und mit ihm sind es die Noten, die auf jeden Fall gegeben werden müssen. Für nicht wenige Lehrer war die erste Frage, ob denn im digitalen Fernunterricht auch Noten gegeben werden können. Vorgeschoben, so kann man mutmaßen, um jene auszuzeichnen, die sich Mühe geben, letztlich aber als Mittel, um über die Ferne noch ein Instrument zur Sanktionierung zu haben. Sind sie doch der verlängerte Arm einer schwächer werdenden Autorität. Dass motivierender Unterricht, der das Digitale einbezieht, eine Lösung hätte sein können – und auch unabhängig von Corona der richtige Weg ist –, war einigen klar. Allein: Woher nehmen, wenn nicht stehlen? Denn wenn digitale Welten in der Tat jenes Neuland sind, von dem Angela Merkel vor fast zehn Jahren sprach, dann sind viele Lehrerzimmer das »Altland« dieser Nation.

Und so war es auch nicht überraschend, dass selbst der junge Lehrernachwuchs, der doch eigentlich *per definitionem* im Digitalen beheimatet sein müsste, nicht so richtig wusste, was zu tun war. Und dieser Zustand hält noch an. Kein Wunder: Das, was in den meisten Seminaren in der Lehrerausbildung geprüft wird, ist eine Form von Unterricht, die in der Realität nicht wirklich existent ist. Es ist ein erstarrter Käfig, in dem die Kontrolle zu jedem Zeitpunkt dem allmächtigen Lehrer zugeschrieben werden kann.

Etwas Gutes haben aber die hausgemachten Defizite. Jene Lehrer, die gar keine Lust hatten, sich ein wenig zu bewegen, sich neu einzulesen oder sich fortzubilden – sie hatten es leichter. Sie konnten mit dem Finger auf all das zeigen, was ja in der Tat nicht funktionierte. Dass das Nichtfunktionieren von Unterricht mög-

licherweise an denjenigen liegen konnte, die ihn durchführten, blieb vielen verschlossen oder wurde bewusst oder unbewusst ignoriert.

Und so vermischte sich der Frust vieler Schülerinnen und Schüler mit jenem der Lehrer zu einer Melange, die mit eiskaltem Lächeln von den Medien aufgenommen wurde. Die Lehrer waren die perfekten Schuldigen. Alle! Denn irgendwer kannte immer eine Mutter oder einen Vater, der als Ersatzlehrer einspringen musste, weil der eigentlich Verantwortliche nicht aufzufinden war. Nicht zu vergessen: Weil viele Schüler noch so jung waren, ging es ohne Begleitung schlicht nicht.

Zwar war die Pandemie eine Zeit der Kommunikation. Aber konstruktive Diskussionen zwischen Eltern und Lehrern waren oft Mangelware. Vielmehr steigerte sich vielerorts die Unzufriedenheit, wurde zu einem Dauerzustand, der dann in den sozialen Medien sein Ventil fand. Auch dieses Problem ist systemisch. Eltern werden meist erst dann eingebunden, wenn Schüler nicht »funktionieren«. Lehrer dann angesprochen, wenn es Probleme gibt. Welch eine Verschwendung von Ideen, Anregungen und Ressourcen.

Und zuletzt offenbarte sich in den oftmals hohlen Phrasen der politisch Verantwortlichen, in denen immer wieder von »Bildungsbiografien« die Rede war, dass Gestaltung und Kreativität der Kinder und Jugendlichen gar nicht gefragt waren. Diese wurden, wieder einmal, zu passiven Empfängern eines in die Jahre gekommenen Systems degradiert. Sie wurden und werden nicht angehört, sondern sollen gefälligst das tun, was viele Generationen vor ihnen erleiden mussten.

Das alles hasse ich an der Schule.

Und das hasse ich deshalb, weil allenthalben aufblitzt, was möglich wäre, wenn wir uns aus den Fesseln von Vorstellungen

befreien würden, die teilweise schon mehr als hundert Jahre alt sind. Beschrieben und angemahnt wurde es schon oft genug. Sicher, das ist nicht einfach, aber wir befinden uns in einer Phase, in der die Stimmen nicht mehr überhört werden können. In der Lehrerinnen und Lehrer zusammen mit Schülerinnen und Schülern und deren Eltern über soziale Medien so viele Menschen erreichen, dass der Geist nicht mehr in die Flasche gedrückt werden kann.

Und um diesen Geist geht es auch hier.

Als blogggender Lehrer, der in den sozialen Medien präsent ist und deshalb vielfach kontaktiert wird, habe ich ein buntes Bild von jenen Aspekten des Bildungssystems bekommen, die in der Pandemie nicht funktioniert haben: Eltern schrieben mir, weil sie nicht wussten, wie sie ihre Kinder permanent begleiten sollten (und es zudem mussten). Erzählten von Lehrern, die nicht auffindbar waren oder die die Schüler mit riesigen Aufgabenpaketen konfrontierten, die sie überforderten. Lehrer gaben mir zu verstehen, dass ihre Bedingungen kaum noch zumutbar seien, da die Regeln, die ihnen auferlegt wurden, nicht in Einklang gebracht werden konnten mit dem, was sie leisten sollten. Schüler berichteten davon, dass sie den Eindruck hätten, man würde sie nicht hören, sie hätten das Gefühl, noch stärker als sonst Befehlsempfänger zu sein.

Aber ich habe auch erleben können, was gemeinsames Handeln bewirken kann. Selbst kleinere Aktionen wie ein auf YouTube geteiltes Video, in dem die Mitwirkenden – Lehrerinnen und Lehrer, die ich über Twitter und Instagram angeschrieben habe – forderten, dass man ihre Bedenken wahrnimmt, wurden tausendfach geteilt. So schafften es ihre Appelle auch in die etablierten Medien, wo sie ein Millionenpublikum erreichten.

Bildungsforscher und Politiker, auch der ein oder andere Vorsitzende einer Lehrgewerkschaft haben bislang wenig Erfahrungen mit jener neuen Kultur, einer digitalen Kultur, in der alle am Schulleben Beteiligten miteinander ins Gespräch kommen können, um die für unsere Gesellschaft so fundamental wichtige Frage danach, was eine gute Schule sein kann, bewerten zu können. Dabei liegen verschiedenste Konzepte und Ideen dafür längst auf dem Tisch, werden teilweise sogar schon umgesetzt, haben aber noch längst nicht genügend Echo erfahren. Klar ist jedoch: So können wir nicht weitermachen!

Mein Wunsch wäre, dass Eltern mit Schülern, dass Pädagogen mit Politikern, dass Lehrerinnen und Lehrer ins Gespräch kommen und darüber nachdenken, was wir zusammen ändern können. Ein utopisches Bild! Ein Ideal! Aber eines, für das es sich zu kämpfen lohnt – für eine neue Bildung.

I

DER STOFF STEHT ÜBER ALLEM

*Man könnte an den Ferien ein bisschen was abknapsen,
um Unterrichtsstoff nachzuholen.*

Winfried Kretschmann,
Ministerpräsident von Baden-Württemberg

Während die Schulen in Deutschland in die dritte Welle stolperten, trotz Mahnungen von Wissenschaftlern, diese wieder zu öffnen, zeigten die politisch Verantwortlichen im ausgehenden Winter 2021, wie wenig kreativ ihre Überlegungen in Bezug auf die Bildungseinrichtungen waren. Und wie wenig von dem, was sie selbst mit den Bildungsplänen in Auftrag gegeben hatten, sie eigentlich verstanden hatten. Kurz: Ferien zu verkürzen, um den ominösen Stoff nachzuholen, war – und ist – die schlechteste aller Ideen.

Der Lehrerausbilder und Blogger Jan Vedder, der in seiner Schule in Niedersachsen zusammen mit der Schulleitung Schule ganz neu gestaltet, hielt die Fixierung auf den Stoff in einer drastischen Feststellung fest: »Das Scheitern des Distanzlernens (unter den Fans auch Homeschooling genannt) ist nur zu einem Teil ein Totalversagen des Dritte-Welt-Digitallandes Deutschland ... Es ist

ein Versagen der Präsenzschiule. Unter dem Brennglas der Pandemie wird uns vor Augen geführt, wie Schule bisher funktioniert: eine Lehre im Gleichschritt, geprägt von Unterrichtsstoff und Prüfungsdruck. Der Ruf nach der Rückkehr in eine Schulnormalität ist in Wirklichkeit also ein Aufruf zur Bewahrung des tradierten Systems. Der verpasste Unterrichtsstoff dient als Feigenblatt, so schnell wie möglich in eine Schule vor Corona zurückzukehren.«³ Deutlicher kann die Kritik an einem Weiter-so nicht formuliert werden.

Das bedeutet nicht, dass es nicht sinnvoll sein könnte, Angebote zu gestalten, in denen Schülerinnen und Schüler Inhalte nachholen könnten, die sie aufgrund eines (vom Bund über Jahre sehenden Auges verschuldeten) Technikdefizits oder fehlender Unterstützung verpasst haben. Der Widerspruch politischer Aussagen wird hier besonders offensichtlich. So wurden die Kultusministerinnen auch nicht müde zu betonen, dass das Wichtigste an Schule die Beziehung zu anderen Kindern sei. Über Prioritäten kann man streiten, aber will man allen Ernstes behaupten, dass solche Beziehungen in den Sommerferien nicht mehr so wichtig sind? Nein, es geht nicht um Beziehungen. Es geht um den Stoff.

In einer Bundesrepublik, in der die Abschlüsse vergleichbar wären, in der also in jedem Bundesland dasselbe gelernt würde, könnte man die Panik des verloren gegangenen Stoffs womöglich noch verstehen. Wenngleich auch hier die Frage beantwortet werden müsste, die ebenso die Länder hätten beantworten sollen, aber nicht haben: Wenn ein ganzes Jahr für die Veränderung auf das Abitur in acht Jahren einfach weggenommen wurde, weshalb ist ein zweifellos schwieriges Jahr in der Pandemie dann so katastrophal, dass über Ferienverkürzung, Samstagsunter-

richt und, man höre und staune, eine Verlängerung der Schulzeit nachgedacht werden muss?

Die Antwort darauf lautet: Der Stoff wird als objektive Größe betrachtet. Und genau das ist ein Irrtum.

Schon vor der ersten großen weltweiten Pandemie seit der Spanischen Grippe war also klar: In der Schule geht es vor allem um Stoff. Und die Lehrer sind die Dealer. Wie seit jeher sollen die den Stoff in die Schüler stopfen, damit diese ihn am Ende wieder auskotzen können. So macht man Schule kaputt. Wie schon erwähnt: Das hasse ich an der Schule.

Die Fixierung auf diesen legendären Stoff weist drei Aspekte auf, die problembehaftet sind:

1. Unter dem Wort »Stoff« kann sich jeder etwas vorstellen.
2. Man kann so tun, als ob der Stoff etwas Objektives wäre, der nur vermittelt werden muss.
3. Ein Stoff kann geprüft werden.

Die Vorstellungen darüber, was denn nun dieser Stoff sei, sind so unterschiedlich wie jene darüber, was eine gute Lehrperson ausmacht. Die meisten verkürzen »Stoff« als Wissen, wobei dann zu fragen wäre, welche Art von Wissen eigentlich gemeint sein soll. Es ist etwas anderes, ob ich weiß, wo man bei einem Auto schalten muss oder wie ich es fahre.

Aber dadurch, dass der Stoff von der Schule erwartet wird, ist er ständig Gegenstand von Gesprächen. So wird darüber diskutiert, ob jemand mit dem Stoff mitkommt. Ob Stoff nachgeholt werden muss. Ob man in diesem Schuljahr den Stoff geschafft hat. Und wie weit die eine Klasse im Vergleich mit einer anderen mit dem Stoff ist.

Beim näheren Hinsehen versperrt dieser Fetisch namens »Stoff« den Blick auf das, was wichtig ist.

Hier ein Beispiel dazu. Durch meinen Blog habe ich viel Kontakt mit Referendaren. Seit meinem eigenen Referendariat finden die Lehramtsanwärter, wie sie nun auch heißen, dort Artikel zu wichtigen Themen für ihren Unterricht und deren Vorbereitung. Es sind viele Artikel, denn zu Beginn einer Lehrerkarriere gibt es viel zu tun. Die jungen Lehrerinnen und Lehrer sind wirklich nicht zu beneiden, da sie in einer merkwürdig paradoxen Situation sind. Sie beginnen zu lehren und sollen es schon können.

Druck entsteht auch dadurch, dass Referendare möglichst guten, innovativen und gleichzeitig lehrplankonformen Unterricht durchführen müssen, dessen Qualität hinter den eines erfahrenen Lehrers nicht zurückfallen soll, denn – man ahnt es – sonst kommt man »mit dem Stoff nicht durch«.

In einer solchen Situation begleitete ich eine Referendarin, die es sich für eine Dokumentationsarbeit zum Ziel gemacht hatte, Schülern Mittel und Wege an die Hand zu geben, Vokabeln so zu lernen, dass sie diese möglichst lange behalten. Die Dokumentation der Unterrichtseinheit ist ein Baustein auf dem Weg zum Lehrer, also in erheblicher Weise wichtig für die Gesamtbeurteilung seines Unterrichts.

Auch wenn die Frage, welche Wörter zu welcher Zeit und auf welche Art und Weise gelernt werden müssten, eine weitere Diskussion wert gewesen wäre, doch die nachhaltige Aneignung von einem aktiven Wortschatz war schon mal ein wunderbares Ziel der Referendarin – so könnte man meinen. Als die besagte engagierte Frau aber mit Tränen im inzwischen leeren Klassenzimmer vor mir stand, sah sie dies jedoch nicht mehr so. Im

Gegenteil. Die halbstündige Rechtfertigung vor den Eltern hatte Spuren hinterlassen. Was war passiert?

Die Referendarin war ein Opfer vom Stofftisch geworden – und hatte sich für ihre Vorgehensweise – nämlich etwas zu lehren, was nicht im Englischbuch stand – gegenüber den Eltern rechtfertigen müssen. Dabei kann man jenen gar keinen Vorwurf machen, da Schulen sich nun mal für bestimmte Lehrwerke entscheiden, mit denen sie in ihrem Unterricht arbeiten wollen.

Schulbücher sind natürlich nicht per se schlecht. Zwar hat man im Referendariat zunächst ein schlechtes Gewissen, wenn man Schulbücher nutzt, weil einem irgendein besonders motivierter Mitreferendar erzählt, dass er wieder eine komplette Einheit an Stunden selbst erstellt hätte. Aber nutzen tut man die Bücher meist doch. Und das ist zunächst sowohl gut als auch schlecht.

Doch was sind Schulbücher eigentlich? Sie sind von Fachpersonen, oftmals Lehrer oder ehemalige Pädagogen, aufbereitete Sammlungen, die den Anspruch haben, die Vorgaben des Bildungsplans eines Bundeslands (diese unterscheiden sich von Land zu Land fundamental) möglichst nachvollziehbar und in einer sinnvollen Reihenfolge für die jeweilige Schulart und Klassenstufe aufzubereiten. Das ist für Lehrer in Zeiten von viel Arbeit einerseits sehr nützlich, denn es bedeutet, dass man nicht in jedem Fach und an jedem Tag vor einem leeren Blatt sitzt. Andererseits sind die Bücher in Stein gemeißelter Stoff. Und es ist schlicht auch eine Frage des Budgets, wann und wie oft dieser aktualisiert werden kann. Weil die Anschaffung von Schulbüchern so teuer ist, kann man schlecht nach einem oder zwei Jahren sagen, man hätte lieber ein anderes Buch.

Aber grundsätzlich gilt für Schulwerke: Mit der enormen Belastung, die Lehrer durch immer mehr Stoff und Organisation

haben, kann nicht jede Stunde von Grund auf neu gestaltet werden. Das, was im Buch steht, muss dann auch »drankommen« und gelernt werden. Egal ob man der Meinung ist, dass man in der siebten Klasse in Englisch das Plusquamperfekt noch gar nicht können müsste. Egal ob die viel wichtigere Frage, wann man im Englischen einen Artikel vor einem Wort verwendet, gar nicht erst im Lehrbuch aufgenommen wurde.

Unabhängig davon ist für Schüler sowie für Eltern klar, dass die Einheiten, wie sie in den Schulbüchern angegeben sind, quasi den Lernfortschritt anzeigen, der dann mit den Klassenarbeiten zertifiziert wird. Dort wird dann geprüft, wer besser Lückentexte zu einem Thema ausfüllen kann. Wie sinnvoll das ist, dazu später mehr.

Schulbücher sind letztlich wenig aussagekräftige Stoffsammlungen, auf die sich die Bildungseinrichtung meist Jahre vorher geeinigt hat, um Aussagen darüber zu treffen, wie »weit man mit dem Stoff« ist. Das gilt übrigens auch für Lehrer, die in der Kaffeeküche darüber sprechen, was noch gemacht werden muss (als wäre es nicht möglich, die eine [!] Seite, wie man einen Text strukturiert, in die nächste »Einheit« zu nehmen). Oder die wissen wollen: »Sag mal, hast du schon die Relativsätze gemacht?«

Vor diesem Hintergrund hatten die Eltern anlässlich eines Elternabends die innovative Idee der Referendarin, sich einmal unabhängig vom Schulbuch mit der Aneignung von Wörtern zu befassen, auseinandergenommen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Es ging also weniger darum, welche Vorteile die Kinder haben, wenn sie sich für den Rest der Schulzeit problemloser die wichtigste Grundlage einer Sprache, die Vokabeln, aneignen können. Stattdessen hieß es: Warum ist die Parallelklasse in der Unterrichtseinheit schon weiter als unsere Kinder? Wie gesagt:

